

(Nachdruck verboten.)

## Hanna.

26] Roman von Peter Egge.  
Autorisierte Uebersetzung aus dem Norwegischen  
von Adele Neustädter.

(Schluß.)

### VI.

Es war neun Uhr vorüber, als Holthe an die Schlafzimmertür ging und anklopfte. Er wollte gerade fragen: „Aleidest Du Dich an?“, als er sich erinnerte, daß sie sicher nicht aus den Kleidern gekommen war, seit er mit ihr gesprochen.

„Darf ich hinein kommen?“

„Ja!“

Sie saß auf einem Stuhle am Bett, und der Knabe, dem sie beim Ankleiden half, stand neben ihr. Sie war bleich und sah ruhig aus. Aber bald bemerkte er, daß sie dem Knaben zu helfen vergaß.

„Soll ich nicht?“

Er setzte sich.

„Kommi, Erik, dann kleide ich Dich an.“

Sie ging ans Fenster und sah hinaus. Er nahm den Jungen auf den Schoß. Sie schwiegen lange. Als der Knabe fertig war, stellte ihn Holthe auf den Boden und sagte:

„Gehe hinein und is. Mutter und ich kommen bald.“

„Warum weinst Du, Vater?“

„Das kann ich Dir nicht sagen, mein Junge. Geh jetzt.“

Er öffnete ihm die Thüre, und der Knabe ging rücklings hinaus und sah den Vater traurig und verwundert an. Holthe und Hanna blieben stehen, sie lehrte ihm den Rücken und sah zum Fenster hinaus.

„Johannes“ — sie rief sich um — „glaubst Du, daß Du unter dem, was Du erfahren, sehr leiden wirst?“

„Das kann ich jetzt nicht sagen. . . . Denke nicht daran.“

„Wenn Du allein gehst und darüber grübelst. . . .“

Sie brach ab und Holthe sagte:

„Ich habe mich heute selbst einige Male gefragt, ob ich mich falsch benehme; ich weiß ja nicht, was das Richtige ist. Daß ich nicht die Kraft haben soll, zu denken und zu glauben, was ich am liebsten möchte. . . . daß ich von so vielem abhängig sein soll, das ich nicht begreife und nicht verschuldet. . . .“

„Aber wenn Du nun trotzdem umhergehen und etwas mit Dir schleppen solltest. . . . Zweifel und Angst, weil Du nicht thatest, was Dein Gewissen Dir zu thun gebot; willst Du versprechen, es mir zu schreiben und zu sagen?“

„Hanna, das kann ich nicht. . . . Ich kann so etwas nicht versprechen. Aber ich verspreche, Dich nie anzugeben. Dieses Versprechen werde ich halten!“

„Wieviel es Dich auch kosten wird?“

„Ja.“

„Aber das nehme ich nicht an. Ich will nicht, daß Du um meinetwillen so leiden sollst!“

„Meine Liebe, es ist ja noch nicht bestimmt, daß mich Zweifel und Angst befallen.“

„Ja, Johannes, jetzt fange ich an, es zu glauben.“

Sie nickte langsam.

„Das wird das schlimmste von allem werden,“ flüsterte sie.

„Laß uns nicht mehr über das reden, was nicht ist.“

Sie schwiegen beide eine Weile.

„Sollen wir nicht hineingehen?“ frug sie.

„Ja!“

Und sie gingen.

Den ganzen Tag waren sie stumm. Er dachte an den Abschied und an das, was vorangehen müsse: Vorbereitungen, Abreden — und dann das Kind! Beging er nicht eine Grausamkeit, wenn er sie gehen ließ? Aber konnte er anders handeln? Sollte er nicht auch über das Verbrechen denken können wie sie? Oder könnte er nur ein Gewissen erhalten, das stark genug wäre, ihn frei und fröhlich mit ihr zusammen leben zu lassen? . . . Also jeder sollte für sich leben. . . . jeder für sich. . . . Erik sollte bei beiden wohnen. . . . vielleicht gleich lange Zeit bei jedem. Sie würde eines Tages forgehen. . . . vielleicht, wenn Ostern vorüber war. . . . viel-

leicht Dienstag. . . . und für ein halbes Jahr würde sie auf das Kind Verzicht leisten. . . . Wie schrecklich! Aber konnte sie denn anders wählen, wo es klar vor ihr stand, daß sie gegen sich, gegen ihn und gegen das Kind Unrecht that, wenn sie in die Strafanstalt ging? . . . Es war ja richtig, was sie sagte, daß die Strafe sie nur abstumpfen, vernichten, nicht bessern könne. Weshalb konnte er ihr da nicht recht geben? . . . Weshalb das Unglück erschweren? . . . Weshalb mußte er es? . . .

Er hielt sich abseits. Am Nachmittage blieb er vom Hause fort und kehrte erst gegen fünf Uhr zurück, als alle Kirchenglocken das Ostersfest einläuteten. Sie saß mit dem Knaben im Schlafzimmer. Holthe wollte sie nicht stören. Sie wollte vielleicht mit dem Kinde allein sein.

Er saß im Arbeitszimmer bis zum Abendessen. Bei Tisch sprach nur der Knabe.

Holthe machte einen Spaziergang über die Felder um den Hof herum, er ging ohne Plan und Ziel.

Bald würden sie ein langes Gespräch über die Zukunft haben. Er und sie würden sich morgen oder übermorgen wirklich hinsetzen und über die Zeit sprechen, wo sie nicht länger zusammen leben sollten, und diese Zeit würde an einem der nächsten Tage beginnen! . . . Wenn ihre Liebe geschwunden wäre, wie weit leichter hätten sie scheiden können! . . . Jetzt bereitete sie sich vielleicht zur Reise vor. . . .

Er blieb stehen und dann schleppte er sich weiter fort.

In den Verlobungstagen hatte er gesagt: Wenn wir es einmal beide für besser finden, unser Zusammenleben zu beenden, glaubst Du, daß wir dann unglücklicher sein werden, als wir es bisher gewesen sind? . . . Hatte er nicht etwas Nehuliches gemeint?

Er lächelte bitter. Das Lächeln schien erstarrt, wurde zur Frage.

Ich will alles thun, damit Du Dich so glücklich wie möglich fühlst, auch wenn Du allein geblieben. . . . hatte er wohl auch gesagt. O ja, wenn er nur konnte, und wenn sie nur wollte. . . .

Er ging ins Wohnzimmer. Hier war es finster.

Sollte er jetzt mit ihr sprechen? Oder konnten sie einander auch nicht mehr nahe sein, wenn das Reden zu peinlich würde? Es war bitter, ein solches Unglück zu durchleben; aber die Bitternis durfte nicht zwischen sie treten: Sie mußten nicht erbittert über einander denken. . . . O, es war ja nicht möglich, daß sie es konnten. . . . Wie sehr sich ihre Wege in Zukunft auch trennen möchten, sie hatten dennoch das Kind. Erik sollte ihnen helfen.

Er wurde so bewegt, daß er sich setzen mußte.

Erik sollte ihnen helfen, alles zu ertragen. Er, der starke, kluge Sohn würde sie einst zusammenführen, die Wunden heilen. . . . seinem Vater helfen, daß er sich wieder ohne Angst und Zweifel ihr nähern konnte. . . . Vielleicht geschah es noch, wenn sie beide alt und grau geworden waren. . . .

Er stand auf.

„Hanna, liebste Freundin. . . .“

Er ging im Finstern weiter. Sie war nicht da. Auch nicht im Speisezimmer. Er kam ins Schlafzimmer und zündete ein Streichholz an. Der Knabe lag und schlief ruhig. Das runde, dralle Gesicht mußte gerade gelächelt haben. Ihr Bett war leer. Er sah auf die Uhr: halb elf. Gleichzeitig erlosch das Streichholz, und es wurde dunkel, dunkler, als da er hereinkam.

Arme Hanna, wo saß sie jetzt in Gedanken verloren. . . .

Er machte Kehrt und ging durch die Zimmer zurück. Vielleicht erwartete sie ihn im Arbeitszimmer. . . . sie würde mit ihm über die Zukunft sprechen. . . . alles, was er an Hoffnung und Trost empfand, erbebt in ihm.

„Bist Du hier, Hanna?“

Keine Antwort. Ueberall finster. Sie kam wohl bald.

Er zündete die Lampe an und ging auf und ab. Aber plötzlich blieb er stehen:

Hanna, wo war sie denn?

Da erblickte er einen Brief, der auf dem Pulte lag. Sein eigener Name stand auf dem Couvert. Er trug keinen Poststempel. Er mußte mit einem Boten gekommen sein. . . . Aber wo blieb Hanna?

Er ging zur Thüre. Er wollte Martha wecken. Aber da

durchnäher es ihn: Der Brief ist von Hanna! Sie war doch nicht abgereist? Ohne ein Wort? Ohne ein andres Lebewohl als diesen Brief?

Er riß das Couvert auf.

Lieber Johannes!

Ich darf nicht wagen, Dich herumgehen und grübeln zu lassen, ob Du recht oder unrecht thust, mich nicht anzugeben. Ich beschreibe, ja ich glaube bestimmt, daß Du mit Deinem Gang, nachzugrübeln, unter dieser Rücksicht, die Du auf mich genommen hast, leiden mußt.

Ich zweifle auch daran, daß es mit der Zeit für uns zum Glück führen würde, wenn ich die Strafe auf mich nähme, mich selbst anklage. Bedenke, vielleicht vier, fünf Jahre in einem Gefängnisse! Wenn ich einst heraus käme, würde ich vielleicht ein anderer sein, als ich es jetzt bin, und das Glück, daß Du erwartest, wird nicht kommen.

Während ich in der Strafanstalt säße, würdest Du umhergehen und nachgrübeln, ob Du recht gethan, mich hineinzuwerfen zu lassen. Deine Ansicht könnte sich ja ändern.

Denke, welche Qual ein solcher Zweifel bilden müßte, welche Angst und welcher Selbstvorwurf! Das will ich nicht, Johannes.

Ich glaube nicht an das Glück, wenn ich von Dir getrennt leben soll — sei ich frei oder gefangen. Ich will nicht von Dir getrennt leben, so lange Du lebst. Ich kann nicht auf ein Glück warten und warten, an dessen Nahen ich zweifle. Ich glaube, daß Du mit Erik zusammen einmal glücklich werden kannst; aber dann dürftest Du nicht dazwischen stehen. Wenn ich nach der Entdeckung, die Du gemacht hast, weiterlebte, würde ich stets Dein verletztes Gewissen verwunden, Dich stets zum Grübeln und Zweifeln veranlassen. Deshalb sterbe ich, Johannes, aber ohne Bitternis gegen Dich und nach ruhiger Ueberlegung. Bitte Erik gut. Auch für ihn wird es gut sein, wenn ich jetzt sterbe. Rache Dir meinetwegen keine Vorwürfe. Du hast ja gehandelt, wie Du mußttest, und ich thue auch, was ich muß — —

„Sie tötet sich!“

Er ließ den Brief fallen. „Aber noch lebt sie.“

Er rannte in das Speisezimmer. Hier war es finster. Dann lief er zurück, nahm die Lampe vom Pulte und eilte durch die Zimmer an ihr Bett; aber es stand leer, unberührt, wie er es zuletzt gesehen. Er lief zurück, warf sich im Wohnzimmer auf die Knie und sah unter den Tisch: vielleicht hatte sie sich hier zum Sterben hingelegt.

Dann fuhr er auf und lief wieder, lief, die Lampe in der Hand, umher und rief: „Hanna! Hanna!“ . . . bald bittend, als wolle er sagen: „Thu es nicht“ . . . bald hart, drohend: „Du sollst nicht . . . ich will nicht.“

Er setzte die Lampe im Speisezimmer ab und eilte auf den Hofplatz hinaus und lief hin und her, wußte nicht, wo er suchen sollte.

Als er unter den Fenstern der kleinen Kastrube ging, kam ihm zum Bewußtsein, daß er dort noch nicht gesucht hatte. Da lief er wieder zurück, griff nach der Lampe und eilte ins Zimmer.

Sie lag auf dem Bette, das vor einigen Tagen für ihn hergerichtet worden. Er mußte die Lampe auf den Stuhl neben der Thüre niederlegen. Er näherte sich langsam und schwankend dem Bette, fühlte sich so leer unter der Brust, so schwach in den Knien, konnte nicht atmen. Er legte sich über sie und stöhnte:

„Hanna, Hanna!“

Lange blieb er so liegen, viele Minuten lang. Er erstarrte förmlich, konnte nicht aufstehen. Die Glieder wurden eisig, und die Brust war leer, kalt, erschrecklich leer und kalt. Er hörte nur seinen eigenen, pfeisenden Atemzug; er lebte noch . . . er konnte dies überleben . . . auch dies hier . . .

Er bog den Kopf und den Oberkörper zurück und blieb auf den Knien liegen.

Sie hatte das Kissen aus dem Bette geworfen, so daß der Kopf tief lag, etwas tiefer als der Körper. Seine kleine Büchse hatte sie über sich gelegt, die Wundung unter das Kinn gesetzt, die Hände ans Schloß niedergelegt . . . Die Kugel war durch den Mund ins Gehirn gegangen. Das Kinn und der Hals war schwarz von Pulverrauch und an beiden Seiten des Kopfes lag Blut. Der Mund war zusammengedrückt, aber die Lippen waren dennoch etwas blutig. Das Kleid umschloß sie glatt und schön. Sie mußte es geordnet haben, damit es so lag.

Er erhob sich, faßte mit einer Hand aufs Bett. Mit der andern wollte er die Waffe fortnehmen: aber die Finger um-

klammerten das Schloß krampfhaft. Er löste sie vorsichtig und zog die Büchse heraus. Sie fiel mit einem schallenden Laut auf den Boden.

Er sank nieder, legte den Kopf auf ihre Brust und weinte schmerzlich halblaut; sie hatte es seinetwegen gethan.

Aber bald schrie es in ihm auf:

Die Wahl, die er ihr gestellt hatte, war Wahnsinn! Es war die unmöglichste Brutalität, die er begehen konnte! Er hatte sie zum Aeußersten getrieben, bis sie keine andere Rettung mehr wußte. . . .

Er begriff es nicht . . . begriff es nie . . . Sie hatte ja recht . . . sein Verstand sagte es ihm . . . Weshalb hatte er sich über sie empört? . . . Weshalb wies er sie von sich? . . . Weshalb hatte er sie gezwungen, zu sterben? . . . Weshalb? . . . O, weshalb? . . .

### Sonntagsplauderei.

„Gestern durch Selbstmord geendet!“

Ein Berliner Feuilletongeschäft, das sich vom Zwischenhandel mit zeitungsfähigen literarischen Produkten nähert, hat mit diesem Melamevermerk einen in seiner Feuilletonzeitung schon früher veröffentlichten Beitrag der Schriftstellerin Frau Kapff-Essenther an die Redaktionen verandt, nachdem sich die Verfasserin freiwillig ihres Lebens entäußert. So ein Selbstmord rentiert sich für den Verleger und Unternehmer. Es giebt kein besseres Mittel, den Marktwert geistiger Waren zu heben, als wenn der Produzent die Güte hat, mit irgend einem Sensationsstreich die Würde des Lebens abzuwerfen. Dann spricht man für einige Tage von dem traurigen Fall, liest und kauft, was der unglückliche Autor geschrieben, und die Unternehmerintelligenz des Buchhändlers weidet sich hochgerückt an dem lohnend gesteigerten Absatz. Wenn einmal ein vernünftiges Verlagsrecht zu stande kommen sollte, so wird der entscheidende Paragraph zweifellos lauten: „Sollte der Verleger Schwierigkeiten mit dem Vertrieb des Werkes haben und die Kauflust des Publikums nicht ausreichend sein, so verpflichtet sich der Autor, durch seinen Selbstmord — die Art bleibt der Wahl des Verlegers überlassen — zur Belegung des Geschäftes nach Kräften beizutragen.“ Man wird dann, wenn die kapitalistische Ausnutzung der Marktverhältnisse dergestalt vervollkommen ist, des öfteren Bücher in den Schaufenstern sehen, auf deren grellfarbigem Streifband in Fettschrift die empfehlenden Worte zu lesen sind:

„Gestern durch Selbstmord geendet.“

Man hat es alsdann nicht mehr nötig, das Märchen von der geistigen Störung als Motiv dem allen ernstlich herzbrechenden Geschehnissen abholden Philister zur Veruhigung vorzusetzen. Man redet einfach von der buchhändlerischen Notwendigkeit, von ehrenhafter Förderung des Geschäftsinteresses — das versteht der Philister auch. Bei der literarischen Ueberproduktion ist es zudem das sicherste Mittel einer wirksamen Produktionsbeschränkung, daß sich die Litteraten durch einen kleinen mechanischen Eingriff jenem gemischten Zerlegungsprozeß ausliefern, in dem kein Bewußtsein mehr zu fabulieren vermag. Das große Geheimnis, Angebot und Nachfrage der Schriftstellerei zu regulieren, findet die lösende Zauberformel in der reichlichen Anwendung jenes Rezepts, über die der Unternehmer in jedem Falle dankend quittiert:

„Gestern durch Selbstmord geendet!“

Nur so wird die herrliche Harmonie der Interessen hergestellt. Man muß sich endlich daran gewöhnen, in der Selbstvernichtung ein einfaches geschäftliches Manöver zu sehen, und man wird das Buchhändlerplakat: „Gestern durch Selbstmord geendet“ ebenso selbstverständlich finden, wie die Bekanntmachung „Schlafstelle zu vermieten“ oder die Anzeige irgend eines wunderthätigen Schönheits- und Nahrungsmittels.

Einstweilen ist man noch empfindsam, und um die furchtbare Schuld unserer gesellschaftlichen Ordnung hinwegzulügen, leihen wir uns von den Psychiatern als das Motiv des Selbstmordes die geistige Störung. Geviß, wohl niemand reißt sich gewalttham aus dem Leben, des Gemüt nicht in gährende Nacht verjunken. Aber warum ward das arme Hirn so qualvoll verwüstet? Jähes Unheil, ein plötzlicher großer Schmerz, eine seltene Leidenschaft, mögen wohl auch im Taumel zu raschem Entschluß drängen. Doch gemeinlich vernichten uns nicht die gewaltigen Katastrophen, sondern das langsam und tückisch schleichende Glend, die ganz gewöhnliche Sorge, die endlos drängende Not. Das sind Qualen, die tiefer fressen und sicherer alle Lebensbegehrlichkeit bis zum letzten Rest ausschürfen, als die zerstückelnden Tragödien, in denen der Witz eines hereintretenden Gesichts die Opfer anfällt und fällt. Dieser Kleinkampf um die paar Pfennige, der Tag für Tag aufs neue beginnt, der bereitet den Boden für Wahnsinn und Selbstmord. Jede Krankheit hat ihre schmerzfreien Pausen. Die Sorge läßt uns nie los, kein Morphium rettet uns von ihr, kein Schlummer macht sie vergessen. Wir legen uns des Abends stich auf unser Lager, und grübeln die Nacht hindurch in wirr und grauig gesteigerten Phantasien: Wobon werden wir morgen leben, was sollen wir thun? Die jagenden Pläne über-

## Kleines Feuilleton.

stürzen sich, das zermarterte Gehirn verweigert uns den Dienst, gerade wenn wir aus geistigem Schaffen Brot gewinnen wollen. Und leer und hoffnungslos dämmert uns jeder Morgen. Die Menschen wenden sich scheu ab, im stillen fürchtend, daß man ihre Kasse in Anspruch nehmen werde. Man ist sich selbst überflüssig und den anderen lästig. So lange noch Jugendkraft über all dem Zehrenden und Säugenden triumphiert, da laden sich die Unseligen Illusionen in ihrer Hungertwirtschaft zu Gast und schmausen mit ihnen ledere Träume. Das große Loos fliegt ins Haus, wir hocken stundenlang und überlegen, wie wir die Fülle des Goldes nützlich verwenden, wir kaufen uns schmucke Landhäuser mit prächtigen Gärten, erhandeln herrliche Kunstwerke, reisen in der Welt umher und beglücken alle Menschen. Wir sind fest von dem großen Glückseligkeit überzeugt, wir verausachen uns an ihm, der um so wunderbarer ist, als wir überhaupt gar nicht in der Lotterie spielen. Oder wir denken uns einen reichen Mann, der sich unserer Not erbarmt und für ewig die Mittel gewährt, unserer Neigungen zu leben. An jeder Straßenecke sehen wir den Retter winken, der uns die ganze Zukunft in Schönheit und Würde vollendet. Aber es begeben sich keine Wunder; man gewinnt nicht das große Loos, ohne daß man in der Lotterie spielt, und die plötzlichen Retter leben nur in den Romanen. Mit zunehmendem Alter verarmt auch die Illusionsfähigkeit; nur wird das Leben vollends leer und es bedarf nur noch vielleicht der Anklündigung des Besuchs eines Gerichtsvollziehers, um das ausgehöhlte Dasein wegzuworfen.

### „Gestern durch Selbstmord geendet!“

In diesen leuchtenden Herbsttagen, da es allein unendlicher Gemüß ist, die reine Lust zu atmen und den trüben Farbenglanz des schiedenden Landes zu schauen, haben einsame, von den täglichen Sorgen müde gehetzte Frauen, die nichts mehr von der Zukunft erhoffen, den ganzen Reichtum des natürlichen Lebens preisgegeben, weil ihnen die grausame Sinnlosigkeit des gesellschaftlichen Daseins die begehrte Fruchtbarkeit des ungeborenen Seins vernichtet hatte.

Frau Kapf-Essenther, die bekannte Schriftstellerin, war zuerst als Siegerin eines Preiswettstreits in der Dessenität erschienen. Seitdem schrieb sie fleißig und ihre Arbeiten wurden wohl auch beachtet. In ihrem Familienleben verunglückt — ihr letzter Gatte war der abenteuerliche Gründer des Theaters des Westens, der jetzt in Amerika fruchtige Journalist Blumenreich — war sie zuletzt auf ihren eigenen Erwerb angewiesen. Hatte sie auch vordem nicht zu den ersten bevorzugten Lieblichen der bürgerlichen Leselieferanten gehört so trat sie in den letzten Jahren noch mehr zurück. Von persönlichem Mißgeschick peinigert mußte sie schreiben, um ihre Existenz zu fristen. Die Thätigkeit, die ursprünglich aus dem drängenden Quell des Talents frei und befehlend gefloßt, wurde jetzt zum martervollen Zwang, dem müden Hirn immer Neues abzurufen und halb widerwilligen Verlegern und Zeitungsredactoren für sorgen Lohn demüthig anzubieten. Eine Proletarierin des Geistes, eine Sklavin jener unseligen Empfindungsreizbarkeit, die litterarisch Schaffenden eigentümlich zu sein pflegt, suchte die Frau, gehetzt zusammenbrechend, den stummen Frieden des Nichts. Ihr sorgsamster Unternehmer aber stellte sich todend vor seine Warenbude und pries den interessantesten Fall: „Nunmer herein spaziert, meine Herrschaften. Neu, neu! Gestern erst durch Selbstmord geendet!“

Die Selbstmorde, die sich wirklich ereignen, sind nur ein kleiner Teil von denen, die geplant werden, ohne daß der letzte Sprung gewagt wird. Es ist nicht allzuviel Lebenskraft in der Welt der Intellektuellen und Delfassierten vorhanden, und zahllose spielen in den nächtigen Augenblicken mit dem Gedanken, aller Qual durch rasche Selbstlöschung für immer ein Ende zu bereiten. Aber der Abschied ist allzuschwer, und man verliert auch dann, wenn man endloses Leid gegen den Tod eintauscht; so bleibt es meist beim düsteren Spiel. — Sobald jedoch irgend ein solcher Tragödienfall weithin Aufmerksamkeit erregt, reißt in manchen verlorenen Gemüth das Spiel zum Entschluß und der Entschluß zur That. Kaum hatten die Zeitungen mit den üblichen Mitleidswendungen den Selbstmord der Frau Kapf-Essenther geschildert, so erregte ein ähnlicher Fall geschwinde Erregung. In dem stillen Vorort Lantwip-Lichterfelde, wo zierliche Einzelhäuser in Gärten freundlich gebettet sind, suchte eine greise Mutter, die verlassene Frau eines Schauspielers, mit ihrer Tochter, die durch Sprachunterricht den Unterhalt zu bestreiten bemüht war, der nicht mehr zu bezwingenden Not durch die Flucht aus dem Leben zu entkommen. Sie wanderten gemeinsam hinaus nach dem Teltower See, und als die Dunkelheit ihren Mut gerüstet hatte, stürzten sich die beiden Frauen, aneinander geschnürt, in das Wasser. Aber der Lebensdrang der Jüngeren triumphierte. Die Tochter suchte die Mutter und sich zu retten; ihr selbst gelang es, die alte Frau war nicht mehr zu erlösen. Das Mädchen kam nur, noch einsamer denn zuvor, den unbarmherzigen Kampf um die elenden Mittel bescheidenster Lebensbedürfnisse anzufangen. Vielleicht entschließt es sich, seine Geschichte zu schreiben. Kein Zweifel, daß sich ein Verleger finden wird, der es mit dem Hinweis dem Publikum empfehlen wird: Weinahe durch Selbstmord geendet. Die Ausbeutungsfähigkeit in unserer kapitalistischen Gottesordnung kennt keine Grenzen, und selbst die Todesqual wirft klugen Unternehmern hübsche Gewinne ab.

Joe.

Ik. Toter Herbst. Draußen ist Auskehr, die große diesjährige Vegetationsausstellung ist vorüber! Die Saugwurzeln der Bäume, Sträucher und Kräuter stellen allmählich ihre Thätigkeit ein, sie schrumpfen zusammen, und als Resultat dieses Nischenstreichs in der Natur rieseln Milliarden vertrockneter Blätter auf das feuchte Erdreich herab. Besonders in gemäßigten Wäldern bietet sich jetzt dem Beobachter ein wunderbares Farbenpiel, ein nicht minder fesselnder Anblick, wie ihn der sprossende Wald im Frühling gewährt. Der melancholische Eindruck, der im Gegensatz zum Frühlingswandler empfindsame Betrachter der sich entblätternden Bäume beschleicht, ist eigentlich wenig berechtigt, denn kaum vier Monate brauchen ins Land zu gehen, dann lächelt die Märzsonne wieder über blühenden Haselsträuchern und Weiden.

Der Winterschlaf unserer höheren Gewächse ist keine Einriechung, die ihnen eine Ruhepause gewähren soll, damit sie im kommenden Jahre neu gekräftigt den Kampf ums Dasein, um Nahrung, Licht und Wärme wieder aufnehmen können. Es handelt sich vielmehr um eine notgedrungene Anpassung an unser durch die schiefe Stellung der Erdoberfläche bedingtes Klima. Alle Pflanzen geben, wenn sie in der Vegetationsperiode sich befinden, unablässig Wasserdunst an die umgebende Luft ab. Wenn die äußere Umgebung einer Pflanze so verändert wird, daß diese Ausdünstung, die sogenannte Transpiration der Pflanzen, unmöglich gemacht wird, so stirbt die Pflanze ab, so wie ein Mensch stirbt, dessen Hautporen künstlich verstopft oder durch Verbrennung der Haut außer Thätigkeit gesetzt werden. Eine natürliche Erschwerung der Transpiration der Pflanzen bildet nur die Abnahme der Temperatur im Herbst. Mit dem Abkälterwerden des Bodens läßt die Saugwirkung der feinen Wurzelhärchen nach, sie schrumpfen ein, hemmen den Transpirationsstrom und unterbrechen ihn schließlich ganz, wenn der einfrierende Boden ihre Thätigkeit völlig lahm legt. Die Folge davon ist, daß die äußeren Transpirationsorgane der Pflanzen, die Blätter, welche unmittelbar den transpirierenden Wasserdampf an die Luft abzugeben haben, ebenfalls allmählich ihre Thätigkeit einstellen müssen. Sie würden den Wäldern und Sträuchern den Winter über nur zur Last sein — also fort mit ihnen! Sie welken und werden abgestoßen. Inzwischen sind die jungen Blätter für den nächsten Sommer bereits vorgebildet und harren, sorglich in den Knospen verwahrt, des Frühlings. Daß es nicht der kommende Winter an sich ist, der die Bäume zum Abwerfen der Blätter zwingt, sehen wir daran, daß die Erscheinung des regelmäßigen Laubfalls auch in gewissen tropischen Gegenden zu Hause ist, wo auf eine Periode monatelanger Regen eine lange Dürreperiode folgt, z. B. in den sogenannten Catingas Brasiliens, Waldstrichen, die zur Regenzeit ihr prächtiges Grün entwickeln, um es in der folgenden Trockenperiode wieder abzuwerfen. Hier ist es der Wassermangel des Bodens, der schließlich die Transpiration in einem Grade beeinträchtigt, daß die Blätter ihre Thätigkeit nicht mehr ausüben können; sie werden abgeworfen, und die Bäume verschlafen die Zeit bis zum nächsten Eintritt der Regenperiode. Hier ist also kein Winterschlaf, sondern ein Sommerschlaf vorhanden; jedenfalls sehen wir, daß die Erscheinung des regelmäßigen Laubfalls nicht auf die gemäßigten Zonen beschränkt ist und daß ihre Ursache einestheils sowohl in dem Eintritt von Kälte, als auch andertheils in dem Eintritt übermäßiger trockener Wärme gesucht werden kann. Beide Ursachen sind eben geeignet, die Transpirationsfähigkeit der Pflanzen zu unterbrechen. Es wäre falsch zu sagen, daß die Blätter bei uns erfrieren und in den Catingas vertrocknen und daß dies Ursachen des Blattfalles seien, doch kann natürlich nicht geleugnet werden, daß die Beschleunigung des Blattfalles hiermit zusammenhängt. Bekanntlich haben wir Pflanzen, die unsere Winter „immergrün“ überdauern, wir brauchen nur an den bekannten Ephen zu erinnern. Alle diese Pflanzen zeichnen sich durch eine gewisse lederartige Beschaffenheit der Blätter aus, die ihnen gegen Erfrieren Schutz gewährt. Aber auch bei diesen Pflanzen ist die Transpiration im Winter auf ein Minimum herabgesetzt.

Alle Pflanzenblätter haben nur eine beschränkte Lebensdauer, nur wird dieselbe nicht überall so plötzlich vor Augen geführt, wie bei uns durch den herbstlichen Laubfall. Nicht alle unsere Gewächse machen diese scharf abgegrenzten Perioden mit; außer den schon erwähnten immergrünen kleineren Pflanzen behalten auch unsere meisten Nadelhölzer (die angepflanzte Lärche ausgenommen) im Winter ihre Nadeln. Scheinbar tragen unsere Nadelwälder jahraus jahrein dieselben Nadeln und doch beweist die dichte Nadelstreu am Boden, daß auch die Nadelblätter nur eine beschränkte Lebensdauer besitzen, die sich allerdings über einige Jahre erstreckt. Es liegt in der Dürreheit der Nadeln begründet und in der geringen Angriffsfläche, die sie der Kälte des Winters bieten, daß sie sich der Periodizität des alljährlichen Laubfalles entziehen konnten; sie schränken im Winter ihre transpirierende Thätigkeit stark ein; aber sie bleiben. In dem Lärchenbaum haben wir eine Ausnahme; er wirft seine verhältnismäßig zarten, in dichten Büscheln zusammenstehenden Nadeln im Herbst ab. Auch hierin ist eine Anpassungserscheinung zu erblicken, denn der nadellos dastehende Lärchenbaum bietet der Kälte nur geringe Angriffsfläche dar, und daß er diesen Schutz besonders nötig hat, beweist er durch seinen Standort. Die Lärche ist nämlich ein echter Hochgebirgsbaum, der in den Alpen mit Vorliebe auf eisigen Höhen bis zu 3000 Meter Meereshöhe wächst und hier die Baumgrenze oft allein oder mit der Zirbelliefer bildet.

Während Bäume und Sträucher in die winterliche Ruhepause eintreten und die einjährigen Kräuter der Kälte erliegen, erwachen andere Pflanzengruppen gerade jetzt zu neuem Leben. Vor allem die Moose, die im heißen Sommer, von den sumpsbewohnenden Arten abgesehen, verstaubte unscheinbare Rasen bildeten und nun unter den belebenden herbftlichen Regenrüssen überall an Bäumen und auf Waldböden zu prächtig grünen, schwellenden Polstern sich dehnen. Nur der Frost des Winters und die Dürre des Sommers unterbricht die Transpiration dieser kleinen Pflanzen, sobald aber das Thermometer nur den Schmelzpunkt des Eises anzeigt, sind sie im Winter sofort wieder in voller Lebensthätigkeit. —

— **Der Prozeß Babeufs.** Einen wichtigen, historiographischen Fund hat unser Genosse Gabriel Deville in Paris gemacht. Wie wir einer Zuschrift an die „Petite République“ entnehmen, ist es ihm gelungen, das Altensascitel des Prozeßes zu entdecken, der nach Schluß der großen Revolution zur Beurteilung Babeufs und der „Gleichem“ (Egalitaires) führte (1797). Deville hat für die unter Leitung von Jaurès geplante „Socialistische Geschichte“ die Periode zwischen dem 9. Thermidor (1795) — dem Staatsstreik gegen Robespierre — und dem 18. Brumaire (1799) — dem Staatsstreik durch Bonaparte — übernommen, und er hat zu diesem Zwecke alle Archive aufs genaueste zu durchforschen. —

— **Sonnenbilder im Laub der Bäume.** Wohl jeder hat schon die Beobachtung gemacht, daß bei Sonnenlicht sich auf dem Boden unter belaubten Bäumen zwischen den Schatten der Blätter zahllose helle Flecken befinden, die aber merkwürdigerweise kreisrund sind und nicht etwa die zufällige zackige Gestalt der Öffnung zeigen, durch die das sie erzeugende Sonnenlicht fällt, was man doch eigentlich erwarten sollte. Die Erklärung für diese im ersten Augenblicke frappierende Erscheinung ist äußerst einfach und wird an einem anderen Beispiele deutlicher hervortreten: Bündet man in einem dunklen Zimmer eine Kerze an und beschattet eine Wand durch einen zwischengestellten Schirm, in dem sich eine feine Öffnung befindet, so erscheint auf der Wand nicht etwa ein helles Bild dieser Öffnung, sondern ein deutliches (umgekehrtes) Bild der Kerze. Jeder Punkt der Kerze sendet ja Licht durch die Öffnung auf die Wand, so daß jeder Lichtpunkt ein Bild der Öffnung entwirft; alle zusammen aber ergeben, mosaikartig neben einander liegend, ein getreues Abbild des leuchtenden Körpers. Bei größeren Öffnungen schieben sich allerdings die einzelnen Abbilder der Öffnungen derartig übereinander, daß die Umrisse der Lichtquelle im Abbilde sich total verwischen. Die Blätter der Bäume lassen nun im allgemeinen das Licht nur durch kleine Zwischenräume hindurch, infolgedessen müssen die hellen Stellen am Boden die Gestalt der Lichtquelle, der Sonne, haben, also kreisrund sein. Daß es wirklich Bilder der Sonne sind, dafür zählt Spemanns „Mutter Erde“ noch einen weiteren Beweis an: Wenn zur Zeit einer Sonnenfinsternis ein Teil der Sonnenscheibe vom Monde bedeckt ist, so daß die Sonne die Gestalt einer Sichel hat, erscheinen auch die kleinen Bilder im Schatten des Laubes sämtlich als kleine Sicheln, also als getreue Abbilder der Lichtspenderin. —

— **gk. Die Kleidung der Kerzte im vorigen Jahrhundert.** Als Dr. Hein sich im Jahre 1783 als Arzt in Berlin niederließ, hatte er, wie der „Vär“ erzählt, nichts Eiligeres zu thun, als sich sofort einen Scharlachrod anzuschaffen, der ihm nicht weniger als fünfzig Reichsthaler kostete; er bemerkte dabei: „Wie würde ich mir dergleichen kostbare Kleider anschaffen, wenn es nicht zur medizinischen Politik gehörte, wohl gepuht einherzugehen!“ . . . Der hannoversche Leibarzt Dr. Zimmermann schreibt am 25. November 1789 an einen Freund: „Ich trage eine Pariser Perücke mit einem äußerst süßgeruchhaften Toupet, ein Kleid von schwarzem Sammet mit einem Untersutter von weißem Atlas, eine Weste von Silberstoff, Schnallen mit falschen Diamanten, einen langen Pariser Degen mit einer weißen Scheide, Manschetten von Flandrischen Spitzen, ein seidenes durch und durch parfümiertes Schnupftuch und in der Hand die Schnupftabakdose von Braunschweig mit ihren 57 Diamanten.“ —

**Musik.**

Seit längerem schien es so, als wollten die Frauen das, was ihnen anderswo versagt war oder noch versagt ist, in der Musik nachholen. Sind ja doch unsere meisten konzertierenden weiblichen Geschlechts, und zwar so, daß sie Eigenarten ihres Geschlechts auch hier zur Geltung bringen. Sie bleiben in der Hauptsache beim Reproduzieren, meist ohne eine ausgesprochene Individualität hineinzu legen, aber häufig auch mit um so größerer Subjektivität; die gemeinsame Unterordnung unter ein Zusammenwirken ist hier wie sonst nicht die stärkste Seite der Frauen; und wie sie ihre Briefe schreiben — in einem gleichmäßigen, wenig gegliederten Zug — so machen sie auch meistens Musik. In jüngster Zeit giebt es auch da einigen Wandel: es treten produktive Musikerrinnen auf, und neulich haben wir ja ein Frauenreichorchester mit einer Dirigentin zu hören bekommen. Vor wenigen Tagen gabs nun auch einen Kammermusik-Abend von Frauen; da ließen wir sogar die H-moll-Messe Bachs trotz der vom Philharmonischen Chor zu erwartenden Genüsse beiseite und wanderten in die Singakademie zum Konzert des neuen Trios der drei Damen Chaplin — Kellie, Kate und Mabel mit Vornamen. Das Programm war nicht geschmacklos, aber auch nicht weniger bunt als viele andere. Zuerst kam Tchaikowskys A-moll-

Trios. Die schon an sich durch Besonderheiten wohlgefälligen Stellen gelangen recht erfolgreich; sonst aber ließ der Eindruck nicht viel erwarten: die Damen spielten in jener angelegentlich gleichmäßigen Briefweise, und die Pianistin und die Cellistin schienen wenigstens gegenüber der Geigerin nicht auszureichen. Dann aber kamen drei Solo-Nummern für jede von ihnen. Hier bewährte sich jede als eine so tüchtige Spielerin, daß man sah, dieses Solisten-Interesse steht ihnen doch noch über dem Interesse des musikalischen Zusammenwirkens und schädigt die Ausbildung einer Eigenart des gemeinsamen, des spezifisch kammermusikalischen Spiels. Unter den dabei vorgetragenen Stücken, deren keines neu war, mag immerhin die hübsche Kleinigkeit „Papillons“ des Norwegers O. Olsen erwähnt werden, der auf deutschem Musikboden trotz unseres Standinavisierungens noch nicht heimisch ist; die Deutschen Henschel und Schütt, die den Beschluß machten, sind dagegen ziemlich gut bekannt.

Der Erfolg, den das Konzert besonders in seinem späteren Verlauf hatte, wird jedenfalls mitgeholfen, dem „Chaplin-Trio“ Anerkennung und Gelegenheit zu einer engeren Hingabe an die eigentliche Kammermusik zu verschaffen. Konzentrierung auf die Tiefen und Weiten einer solchen Welt scheint bisher ebenfalls nicht ein natürlicher Zug der kunstfeifrigen Frauen zu sein. — sz.

**Volksskunde.**

— Ueber die Totenmünze hat Paul Sartori eine Abhandlung im „Archiv für Religionswissenschaft“ veröffentlicht. Er zeigt darin, daß es sich bei der Beigabe einer solchen Münze (oder deren Äquivalent) in den Sarg usw. nicht bloß um das belannte Fährgehd Charons handelt, sondern daß verschiedene Gründe dabei in Betracht kommen. Das Eigentum eines Verstorbenen soll, nach ursprünglicher Anschauung verschiedener Völker, diesem auch nach dem Tode gehören; es wird ihm in das Grab mitgegeben. Da aber hierdurch zu viel wertvoller Besitz zerstört würde, trat Ablösung ein, ein bescheidener Ersatz oder geringe Münzen. Dieser Ersatzwert geriet aber in Vergessenheit, und die Münze als Beigegeld wurde die Hauptsache. Uebrigens gilt sie auch zum Erlaufen des Eintrittes in das Jenseits, oder als Zehrpfennig auf der Reise dorthin, als Abgabe der reisenden Seele an irgend einer Station, dahin gehört Charons Fährgehd. In ein ganz anderes Vorstellungsgebiet gehört dann die Totenmünze, welche in oder auf den Mund oder andere Gesichtsteile gelegt wird. Dieses erklärt Sartori damit, daß es geschieht, um die süßen Einflüsse, die der Tote auf die Ueberlebenden noch ausüben könnte, zu beseitigen, oder daß durch die aufgelegte Münze der abgeschiedenen Seele der Rückweg in den Körper versperrt wird. — („Globe“.)

**Technisches.**

— Gewinnung von Blütenduft. Die Duftstoffe der Blüten werden allgemein von den gepflückten Pflanzen entnommen sei es durch Destillation, sei es durch Extraktion mit flüchtigen Lösungsmitteln oder warmen Fetten oder durch Enstaurage, das heißt Verhinderung der luftgeschwängerten Luft mit festen Fetten. Ein neues Prinzip sieht nun, wie die „Techn. Rundsch.“ berichtet, eine Berliner Firma damit ein, daß sie während der ganzen Blüteperiode, vom Knospen bis zum Welken, das von der Blüte entwickelte und die umgebende Luft abgegebene ätherische Del mit letzterer zusammen abfangen läßt und hieraus durch irgend ein Absorptionsverfahren gewinnt. Eine alte Erfahrung lehrt, daß jede Blüte am schönsten duftet, so lange sie nicht gepflückt ist, also mit der Erde im direkten Austausch der Säfte steht. Bei den meisten Gewächsen, welche wohlriechende Blüten entwickeln, zeigt es sich daher, daß das Aroma der Blüte sehr bald nach dem Pflücken ein anderes wird, was eine natürliche Folge der unterbrochenen Lebensfunktionen ist. Es ist also klar, daß durch Destillation oder Extraktion solcher Blüten nie ein der Wirklichkeit entsprechendes ätherisches Del, wie es während der Wachstumsperiode entwickelt wird, gewonnen werden kann, sondern daß vielmehr dieses Del, da es schon eine gewisse Zeit an dem Verwesungsprozeß der Blüte teilgenommen hat, chemisch verändert worden ist. Die natürliche Folge hiervon ist, daß naturreines ätherisches Del nur durch Absaugen des von der Blüte entwickelten und flüchtig gewordenen Oeles gewonnen werden kann. Mögen die Mengen, welche auf diese Weise erhalten werden, auch noch so gering sein, das künstliche und natürliche wird diesem Blütenduft den ersten Platz unter allen ähnlichen Fabrikaten sichern. Die Ausführbarkeit des Verfahrens ist an keine räumlichen oder sonstigen Verhältnisse gebunden, ist vielmehr sowohl in freier Natur als auch im Gewächshause durch Anwendung der einfachsten Vorrichtungen, z. B. eines Trichters mit Saugschlauch, möglich. —

**Humoristisches.**

— Zu gesund. „Ist die Luft hier auch gesund, Herr Medizinalrat?“ „Gewiß meine Gnädige! Hier können Sie in kurzer Zeit 100 Jahre alt werden!“ — „Der Pantoffelheld. A. (auf dem Heimweg von der Aneipe): „Donnerwetter, reumen Sie doch nicht so . . . vielleicht schläft Ihre Frau schon!“ „Das nicht mir nichts — ich muß sie wecken, wenn ich aus der Aneipe nach Hause komme!“ —

(„Flieg. Bl.“)